Objekttyp: **Issue**

Zeitschrift: **Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur**

Band (Jahr): **39 (1957)**

Heft 41

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern
1085

Verkaufspreis 25 Rp. Erscheint jeden Freitag AZ Winterthur, 11. Oktober 1957
36. Jahrgang Nr. 41

Schweizer Frauenblatt

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Publikationsorgan des Bundes Schweizerischer Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 14.80, halbjährlich Fr. 8.50. Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 17.—. Einzel-Nummern kosten 25 Rappen. Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken. Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Inseraten-Annahme: Ruckstuhl-Annoncen, Forchstrasse 99, Zürich 32, Tel. (051) 32 76 98, Postcheck-Konto VIII 16327
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG, Tel. (052) 2 22 52, Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland. Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate. Inseratenschluss Montag abend

Ein guter Schweizer

Im September 1956 erschien in der katholischen Zeitschrift «Schweizer Rundschau» ein Artikel: «Der Mann in der Kirche.» Sein Anliegen: die angebliche Verweiblichung der (von Männern regierten) katholischen Kirche, wurde mit kränkenden Anschuldigungen gegen die katholischen Frauen vorgetragen. Der Verfasser dieser Abhandlung war ein Oesterreicher.

In der Juli/August-Nummer 1957 der «Schweizer Rundschau» richtet sich ein Brief, «Laokoon an Aktaion» betitelt, gleichermassen gegen evangelische wie gegen katholische Frauen, insofern sie Befürworterinnen des Frauenstimmrechts sind. Wie Laokoon die Trojaner vor dem hölzernen Pferd warnte, das ihnen Verderb und Unheil bringen werde (das erzählt Vergil in der Aeneide), so fühlt sich Pseudo-Laokoon berufen, die Schweizer vor der Einführung des Frauenstimmrechts noch beizeiten zu warnen. Er zieht es vor, seinen Namen nicht zu verraten. Von der Redaktion vernahmen wir, er sei «ein guter Schweizer».

Wir bewundern zunächst den männlichen Mut dieses guten Schweizers, der aus dem wohlbehüteten Versteck des Redaktionsgeheimnisses heraus Giftpfeile gegen die Vertreterinnen der Frauenbewegung seines Landes schleudert. Wir sind aber erstaunt, dass (doch wohl) ein Katholik in einer angesehenen katholischen Zeitschrift Ansichten äussert, die in diametralem Gegensatz zu dem stehen, was Papst Pius XII. zur Stimmrechtsfrage geäussert hat. Im Oktober 1945 richtete nämlich Pius XII. an einer Tagung der christlichen Frauenorganisationen in Rom einen dringenden Appell an sie, von ihren politischen Rechten Gebrauch zu machen. «Katholische Frauen und Töchter! Wollt ihr euch der Notwendigkeit und Pflicht, an der Gestaltung des öffentlichen Lebens mitzuwirken, entziehen? Nein! Die Frau hat mit dem Manne zusammen mitzuarbeiten am Wohle der Gemeinschaft». — Päpstlicher Tadel trifft jene verheirateten Frauen, die aus persönlichem oder Familienegoismus der Urne fern bleiben, «Das Schicksal der Familie, das Schicksal der menschlichen Gemeinschaft steht auf dem Spiel. In eure Hände ist es gelegt. Jede Frau, beachtet es wohl, jede Frau ohne Ausnahme, hat die strenge Gewissenspflicht, nicht seitab zu stehen, sondern mitzuwirken im Kampf gegen Mächte, welche die christliche Familie gefährden.» — An die Frauen und an die Mädchen, an die Berufstätigen und an die Klosterfrauen erging der päpstliche Ruf. Den Stimmzettel nannte der Papst eine mächtige Waffe bei der Erfüllung ihrer religiösen Pflichten. «Arbeitet rastlos! Seid die Retterinnen des häuslichen Herdes und der öffentlichen menschlichen Gemeinschaft!» — «Die Stunde der Frau hat heute geschlagen: das öffentliche Leben bedarf ihrer.» — Die katholische Welt horchte auf. Der Papst hatte gesprochen. — Ist denn mit solchen Worten nicht das Gewissen jeder christlichen Frau angerufen, auch wenn sie an die Wählerinnen Italiens und nicht an die politisch rechtlosen Schweizerinnen gerichtet waren? Dieser Kundgebung, welche die Magna Charta des Rechtes der Frau genannt worden ist (wäre es nicht richtiger, sie die Magna Charta der Verpflichtung der Frau zu nennen?), gedachte der Osservatore Romano, das vatikanische Organ, im Jahre 1955 zu ihrem 10jährigen Jubiläum, beklagte es aber, dass dieses grundlegende Dokument noch nicht allgemein bekannt sei oder dass durch die Taktik des Schweigens seine Verwirklichung gehemmt werde.

In demselben Masse, als der Papst die politische Mission der Frau als ein Anliegen von höchster Dringlichkeit erachtet, muss es befremden, dass der Anonymus des Laokoon-Artikels mit hämischem Spott über die Schweizerinnen herfällt, die «zum Kreuzzug um ihre Rechte ausziehen». — «Sie wollen, so sagen sie, mitreden im Staat, wobei mich dünkt, das täten sie nun eben reichlich.» — «Gewitzigtere fassen ihr Verlangen schärfer. Sie fordern Verantwortung im Staat.» — Der wegwerfende und überhebliche Ton dieser Sprache, der lieblose Hochmut und der absolute Mangel an Adel der Gesinnung — Zeichen einer seelischen Verkümmerung — machen es schwer, auf das Niveau dieses Artikels einzugehen. Humor ist eine Gottesgabe, hämischer Spott aber stammt aus der Hölle. Wir distanzieren uns von dieser Redeweise. Wir machen sie nicht mit.

Aus den zum Teil unklaren Gedankengängen mit ungerechten und vagen Verallgemeinerungen greifen wir nur einige Punkte heraus.

Der anonyme Sprecher kann sich der Einsicht nicht verschliessen, dass es in der Schweiz «Hunderte, ja wohl Tausende von Frauen gibt, die Zehntausende Männer übertreffen» an Bildung, an allgemeinem Wissen und besonderen Kenntnissen; dass gerade Frauen oft Einblick haben in vielerlei Krebsgeschwüre im Volke; dass die Frauen in der Schweiz keineswegs versagt haben; dass es Frauen gibt mit Befähigung zur Politik. «Hätten die Frauen das Volk nicht so weitgehend gesund erhalten, die Männer würden das Staatsschiff nicht so unversehrt durch die Klippen der Geschichte gesteuert haben.» — Wenn das so ist — so fragen wir — ist es dann gerecht, sie als Staatsbürgerinnen den Unmündigen gleichzustellen? Es sei noch lange nicht bewiesen — sagt er — dass das Stimmrecht ein Menschenrecht sei. «Es ist bloss als solches weltum propagiert worden.» Pius XII. hat einmal gesagt: «Mann und Frau sind nach göttlicher Ordnung und Offenbarung als Persönlichkeiten absolut gleich.» — Wenn die Frau ein Mensch ist wie der Mann, so hat sie auch Anspruch auf eines der fundamentalsten Menschenrechte in einer wirklichen Demokratie: auf das politische Mitspracherecht. Wer als vernunftbegabter Erwachsener ausgeschlossen ist von der Mitwirkung an den Gesetzen, denen er untersteht, ist nicht ein Bürger, sondern er ist ein Untertan. Diese Hörigkeit, die wir nur noch mit den Frauen der kulturell rückständigsten Länder teilen, ist untragbar.

Wenn Frauen Mitverantwortung übernehmen wollen im Staat, so bedeutet das keineswegs, dass sie sich vorher von der Verantwortung vor Gott in den andern Belangen ihres Lebens emanzipieren wollen. Ist die Frau «doppelt, ja dreifach zu jener andern Verantwortung fähiger als der Mann», warum sollte sie dann staatsbürgerliche Pflichten nicht in die Verantwortung vor Gott mit einbeziehen können?

Ist es wirklich so lächerlich, wenn Frauen an die Möglichkeit einer Verbesserung der Welt glauben? Ist es nicht ein wesentliches Geschenk des Christentums, dass wir an das Kommen des Reiches Gottes glauben dürfen auch für diese erlösungsbedürftige Welt, und ist es nicht der Sinn unseres Lebens, uns in den Dienst dieser Aufgabe zu stellen? Der anonyme Verfasser wirft den Frauen vor, dass sie an das Wohl in der Gleichheit aller glauben und übersieht, dass die historische Entwicklung so verläuft, dass dem Bevorrechteten das Recht genommen wird, andere zu unterdrücken. Dabei braucht man keineswegs der von Professor Kägi so genannten «egalitaristischen» Tendenz zu verfallen.

Der Anonymus gibt zu, dass das Unrecht des einzelnen Mannes an der Frau nicht klein ist. Dass viele Männer in ihrer Verantwortung als Gefährten der Frau versagen. In den Ernst solcher Feststellungen mischt sich in diesem Artikel immer von neuem die billige Hohn. «Darauf pochen, mit Recht, die Strateginnen des Kreuzzugs gewaltig, und vielleicht haben sie damit bald einmal die Männer massenhaft in die Enge getrieben. Wer verstünde nicht... die riesengrosse Versuchung für einen Mann, von diesem echten schlechten Gewissen sich loszukaufen... durch einen einzigen Urnenwurf, einmal und für alle Male. Aus diesem persönlichen Versagen mancher Männer erneuert sich fortwährend der bestechende Anschein von ausgleichender Gerechtigkeit in der Forderung der Frau.»

Die Frauenbewegung geht aber nicht aus von der Schuld des Mannes und sie ist kein Rachefeldzug «für Einzelunrecht an allen». Sie geht aus von der Tatsache der Polarität des menschlichen Geschlechtes. Sie geht davon aus, dass Mann und Frau dazu bestimmt sind, einander zu ergänzen. Von dem Willen, die mütterlichen Kräfte der Frau nicht allein der eigenen Familie, sondern dem Volksganzen zu schenken. Von der Gewissheit, dass in der Seele der Frau andere Ideale leben als in der Seele des Mannes. Angesichts der immer schwerer werdenden Gefährdung der Menschheit im Atomzeitalter ist es absurd, Frauen von der Uebernahme grösserer Aufgaben zurückzuweisen, als es die Sorge um die eigenen Angehörigen ist. «Wie bei einer Feuersbrunst jeder Mann und jede Frau... verpflichtet sind, mitzuwirken an der Löschung des Brandes — so sind heute jeder Mann und jede Frau zum Einsatz aller Kräfte verpflichtet, um die grosse Katastrophe abzuwenden, die uns droht: den Untergang Europas in einem Meer von Atombomben, von Feuer und von Blut.» (Coudenhove)

Der anonyme Sprecher geht in seinen Angriffen so weit, dass er den Frauen vorwirft, sie hätten «das Wesen der Ehe zerstört», den Eltern die Würde der Elternschaft genommen, alle Ordnungen niedergebrochen. Man traut seinen Augen nicht. Gewiss gibt es in der weltweiten Frauenbewegung vereinzelt ethisch anfechtbare Strömungen. Aber auch nur eine oberflächliche Kenntnis der Geschichte der Befreiung der Frau hätte Laokoon darüber belehren müssen, dass sie von starken christlichen Impulsen getragen wurde. Die vor zwei Jahren erfolgte Gründung einer politischen europäischen Frauenunion auf entschieden christlicher Basis (über deren kürzliche Tagung in Strassburg wir in der letzten Nummer berichteten. Red.), ist ein neuer Beweis für diese Tatsache.

Die Frauenbewegung ist nicht aufzuhalten. Laokoon kann sich winden so viel er will. Sie wird auch in der Schweiz zum Siege führen. «Denn wir vermögen nichts wider, sondern nur für die Wahrheit.» (2. Kor. 13, 8.)

L. v. Schreyder

Little Rock und wir

Es ist ungefähr ein Jahr her, dass wir in einer kleinen Gruppe von Frauen — Berufstätige, Mütter und Akademikerinnen — auf das Rassenproblem zu sprechen kamen und ich feststellte, wieviel Vorurteil bei uns in der Schweiz noch vorhanden ist. Ich hatte diese Frauen für in jeder Beziehung aufgeschlossen gehalten und fand nun eine unglaubliche Unkenntnis der modernen Rassenforschung*, die erwiesen hat, dass es zwischen den verschiedenen Rassen keine Wertunterschiede gibt, dass Umwelt und Lebensbedingungen zu einem grossen Teil für die Differenz zwischen Menschen verschiedener Hautfarbe und Zunge verantwortlich sind. Diese Frauen wussten nicht, dass heute überhaupt nur noch drei Hauptrassen anerkannt werden: die gelbe, die schwarze und die weisse; dass die Juden keine Rasse, sondern eine Religionsgemeinschaft sind; dass die Ungarn, die eine Sprache östlicher Herkunft sprechen, deswegen keineswegs Mongolen (!) sind. Es wurde, nach bekanntem Vorbild, von den Indogermanen oder Ariern als eine Rasse gesprochen, die doch einzig eine Sprachgemeinschaft bilden und im übrigen, zusammen mit den Semiten, Hamiten, Ungarn und Finnen, der weissen Rasse angehören. Man weiss schon lange, dass die reinsten Vertreter der sogenannten nordischen «Rasse» die Nord-Polen und Nord-Russen sind; dass hingegen die Westfalen stark mit der Mittelmeerrasse vermischt sind, wobei in diesem Falle das Wort «Rasse» für eine bestimmte Kopfform und Haar- und Augenfarbe steht, mit einer eigentlichen Rasse nach moderner Definition aber nichts zu tun hat.

Aehnliche Vorurteile habe ich sogar bei Franzosen getroffen, die sonst für ihre Fortschrittlichkeit auf diesem Gebiete bekannt sind: ein junger, hochintelligenter Krebsforscher behauptete in vollem Ernst, ein Neger sei von Natur aus weniger intelligent als ein Weisser, der Jahrhunderte der Zivilisation hinter sich habe, genau so wie eine Frau naturgemäss weniger intelligent sei als ein Mann. Ich wechselte einen verblüfften Blick mit seiner Frau, die verschiedene Universitätsexamen bestanden hat, an einer Mittelschule unterrichtet, mit ihrem Mann zusammenarbeitet und einem komplizierten Haushalt vorsteht.

Wir glauben oft, nur wir Weissen hätten Vorurteile gegenüber anderen Rassen. Die Diskrimination findet sich aber bei allen Rassen, Religions- und Sprachgemeinschaften. Eine pakistanische Diplomatin erzählte mir, wie ein hoher mohammedanischer Würdenträger Königin Victoria vorgestellt wurde und sich weigerte, ihr die Hand zu drücken, wenn er nicht sofort nachher die Hände waschen könne, denn die Königin und Kaiserin war als Ungläubige — unrein.

Müssen wir uns wundern, wenn sich in einem Südstaat der USA weisse Mütter gegen die Aufnahme von neun schwarzen Kindern in eine Mittelschule von 1500 weissen Kindern wehren? Dass ein Gouverneur, der — wie seine Mitbürger — 50 Jahre hinter der Zeit dreinhinkt, sich gegen einen Bundesgerichtsentscheid auflehnt?

Woher kommen solche Rassenvorurteile? Meist sind sie wirtschaftlicher Art (z. B. Antisemitismus); in vielen Fällen entstehen sie aus Furcht vor einer zukünftigen Uebermacht jahrhundertelang unterdrückter Farbiger und Vertreibung der Weissen, womöglich mit Racheakten verbunden (Südafrika), oft aus einer Ueberheblichkeit einer Rasse über die andere, die von Jugend auf eingeimpft wird und schwer auszurotten ist, meist von Staats wegen, aus Machtgründen inner- oder aussenpolitischer Art, in kleineren oder grösseren Dosen eingeflösst.

In den Südstaaten der USA handelt es sich um eine Kombination der verschiedenen Ursachen. Das wirtschaftliche Element bildet bestimmt die Wurzel, zur Zeit der Sklavenarbeit entwickelt und später verschärft (die Neger sind billige Arbeitskräfte). Viel Schuld an dieser Entwicklung hat auch die Kirche getragen, die in früheren Jahrhunderten auf die «armen, heidnischen» Farbigen herunterschaute, seien sie nun primitive Buschmänner oder hochkultivierte Chinesen. Fanden doch im 17. und 18. Jahrhundert sogar die sanftmütigen Quäker nichts Unmenschliches am Handel mit schwarzen Menschen!

Es kommt nicht von ungefähr, dass Little Rock im einen der wirtschaftlich rückständigsten Staaten der USA liegt, wo die Frömmelei eine wichtige Rolle spielt.

Es liegt uns ferne, den Zwischenfall innen- oder aussenpolitisch beurteilen zu wollen. Darüber orientiert die Tagespresse. Wir hoffen einerseits, dass eine im Sinne der Rassenintegration befriedigende Lösung gefunden werden kann und dass andererseits auch in unserem Lande das Ereignis von Little Rock zur Besinnung zwingt.

HSG

* Publikation der UNESCO über die verschiedenen Aspekte der Rassenfrage (biologisch, historisch, philosophisch). In Zürich bei Oprecht, Rämistrasse, erhältlich.

Zweiter Anlauf für eine Volksabstimmung über das Frauenstimmrecht

Die erste Hürde wurde knapp genommen

Wir gehen wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, dass man in «eingeweihten» Kreisen das Ergebnis der ständerätlichen Auseinandersetzung mit dem Frauenstimmrecht als das bewertet, was unter den gegebenen Umständen zu erwarten war.

Lehnte die Ständekammer vor genau sechs Jahren eine Frauenstimmrechtsmotion des Nationalrates knapp mit 19 zu 17 Stimmen ab, so hat sie nun, im zweiten Anlauf, dem Bericht des Bundesrates mit 19 zu 14 Stimmen den Weg zum weiteren Prozedere geöffnet. Schon die Abstimmung über die Eintretensfrage liess ein knappes Resultat erwarten. 21 Ja standen 14 Nein und 6 Enthaltungen gegenüber.

Das Endergebnis bedeutet also, zahlenmässig betrachtet, einen kleinen Fortschritt gegenüber dem Entscheid von 1951.

Damals hat die kleine Kammer die Verantwortung dafür, dass das Geschäft unbearbeitet abgeschrieben werden musste, selber übernommen. Heute mag sich mancher Ratsherr gesagt haben: «Nun soll der Souverän das letzte Wort erhalten.» Dieser Weg ist für eine Referendumsdemokratie zweifellos der wesensgemässere.

Freuen wir uns darüber, dass nun auch in der zweiten Kammer unseres Parlamentes offenbar die Einsicht gesiegt hat, dass man ein Geschäft von solcher staatspolitischer Bedeutung mit einem gouvernementalen Nein nicht aus der Welt schaffen kann.

H. C.-O.

So ist es halt bei uns ...

In der gleichen Nummer des «Journal de Genève», in der Chefredaktor Olivier Reverdin in trefflicher Weise leitartikelt über «La Citadelle masculine résistera-t-elle une fois de plus à l'assaut féminin?» berichtet ein Korrespondent über ein sehr interessantes Klubhaus in La Chaux-de-Fonds. «Club 44» wurde vor mehr als zehn Jahren gegründet, war zuerst den Führenden in der Uhrenindustrie gewidmet und erweiterte sich immer mehr zu einem Kulturzentrum. Ueber 300 Referenten sind dort empfangen worden, Schriftsteller, Politiker, Naturwissenschaftler, oft «kommende Männer», von denen man später zu hören bekam. Auch der Arbeiter soll an dem Kulturgut teilhaben, dem Techniker stellen sich besondere Probleme, die von der Leitung studiert werden müssen. Aber etwas erscheint dem Berichterstatter doch merkwürdig, und er fährt fort: «Ich vernehme mit grösstem Erstaunen, dass die Frauen von den Verhandlungen des «Club 44» ausgeschlossen sind. Ende der Woche steht ihnen das Foyer offen, und ich wüsste nicht, dass sie dort etwas anderes täten als Tee trinken. Soll ihre Bildung (culture) sich noch lange auf das Strickzeug beschränken? Die Gründe, die angeführt werden, scheinen mir ziemlich eitel zu sein. Man sagt uns, dass die Männer angesichts der Damen allen Ernst verlieren, dass sie nur daran denken, zu glänzen. Und dass die sozialen Unterschiede klaffend werden, wenn man im gleichen Saal die Arbeiterin im Kopftuch und die elegante Gattin des Brotherrn finde. Diese Unterschiede bestehen: warum sie verschleiern? Und haben die Frauen nicht genügend gesunden Menschenverstand, um den Verhandlungen die Würde zu geben, die man erwünscht? Die Meinungen sind hier geteilt. Für mein Teil sehr ich nur eine Lösung. Die Damen sollen zu einem der nächsten Vortragsabende Simone de Beauvoir und Sartre einladen und den Zugang für Männer verbieten. Das Beispiel wird sie vielleicht zum Nachdenken anregen.»

Wenn man solches liest, ist man einmal mehr über gar vieles nicht mehr erstaunt. Man begreift, dass es «harzet», im Hause, in der Gemeinde, in den Räten. Unter den Frauen von La Chaux-de-Fonds befand sich vor noch nicht so langer Zeit eine Jeanne Vuilliommenet-Challandes, eine Mitarbeiterin von Emilie Gourd, eine Frau von feinster Bildung, von mehr als gewöhnlichem Witz und Verstand. Sicher befinden sich unter den heutigen Frauen der Uhrenstadt in den Bergen andere, ebenso wertvolle und gebildete, die dem berühmten «Club 44» wohl anstehen würden. An ihnen ist es, diese lokale Angelegenheit befriedigend zu regeln; an uns ist es, weiter den helvetischen Drachen «Vorurteil» zu bekämpfen.

A. D.-V.

Ist Europa am Ende?

Gelegentlich konnte man es in den «Entretiens», den öffentlichen Aussprachen, die den Internationalen «Rencontres» in Genf jeweils zu folgen pflegen, glauben. Gerade die Debatte, die den von einem ausgesprochenen Optimismus getragenen Darlegungen des brasilianischen UNESCO-Delegierten Paulo de Berredo Carneiro gewidmet war, zeigte den Pessimismus oder zumindest die grosse Reserve aller Europäer in bezug auf die Erneuerungsrolle, die Europa in der Welt noch zu spielen vermag. Es hat sich zu vieles auf dem Soll-Konto angesammelt, als dass wir noch den Glauben und die Hoffnung unserer Altvorderen zu teilen vermöchten.

Aber auf der anderen Seite wurde auch ein Wort gesagt, das mutig sich der harten Realität zuwendet: Europa wird fortan nur noch geistige Missionen haben. Die Zeit der Kolonialisierung ist endgültig vorüber. Keiner, auch unter den konservativsten Wortführern, erhob sich, um ihr Stimme und Nachdruck zu verleihen. Nicht einmal der Versuch einer Verteidigung wurde gewagt. Im Gegenteil: hier zeigte sich ein neuer einmütiger Geist, der diese Gewaltform unseres europäischen Wesens und seine Anwendungspolitik auf «unterentwickelte Völker» auf das entschiedenste ablehnte.

Doch Europa existiert, auch wenn es längst nicht mehr die Rolle wie im achtzehnten oder neunzehnten Jahrhundert spielt. Es ist da und wenn es auch politisch noch weit genug davon entfernt ist, eine Einheit zu sein, so verfügt es nach wie vor über geistige und seelische «Kapitalien». Es fiel an dieser Stelle das Wort vom Charme unseres alten Kontinents und es erwies sich, dass er in den beiden Amerika, also sowohl bei den Latein- wie den Nordamerikanern, ein psychologischer Faktor von hohem Wert ist. Mit diesem Faktor ist aber nicht wieder «Vorherrrschaft» oder «Beherrschung» möglich. Allerorten erheben sich die jungen Völker; ihre Begierde, nun auch einen «Platz an der Sonne» zu gewinnen, ihr Enthusiasmus, ihr Elan, ihr Eifer für die Wissenschaften, die bei uns gewisse Geister schon wieder mit einiger Skepsis betrachten, sind Ereignisse, die ihre Schatten vorauswerfen.

Keine Schatten, die uns auszulöschen trachten, aber die doch von schicksalhafter Bedeutung für uns und unser Schicksal als Europäer sein werden. Welchen Platz, welchen Rang werden wir in diesem Konzert aller Völker, in diesem «Ensemble homogénisé» einnehmen? Das ist die Frage. In diesem Sinne gewinnen alle jene mahnenden Stimmen an Wert, die auf unser Eigentliches hinweisen, auf die ungeheuren Schätze unserer Kultur, auf unsere Musik, unsere Dichtkunst, unsere Philosophie. Ihrer recht gewahr zu werden und die Essenz ihrer Botschaft zu erkennen: nämlich den Menschen heranzubilden, nur ihn, nicht den «nationalen Kämpfer», den «Pionier» usw., das scheint die eigentlich gegebene Aufgabe. Hinzu wird kommen müssen: eine ausgreifende Erkenntnis über den nur zeitlichen Gewinn aller «politisch» angestrebten Hegemonien. Es gibt — und darauf haben wir zu achten — Formen der «Kolonisation», die sich in der Struktur der modernen Gesellschaft ankündigen, die wir — um Schlimmeres zu verhüten — rechtzeitig im Keime zu ersticken haben, «denn» — so formulierte es einer der kühnsten Geister an den Debatten, Jean Amrouche, «es gibt einen Kolonialismus», der tötet den Menschen im Menschen und das ist die einzige Sünde gegen den Geist, die niemals verziehen wird.

In diesem Sinne wäre Europa nicht am Ende, sondern am Beginn eines neuen Abschnittes seiner Existenz. Hier siedeln wir nicht nur unsere Hoffnung, sondern auch unseren Willen an, in einer weltgeschichtlichen Umkehr einen Beitrag zu leisten, geistig sowohl wie materiell, inspiriert von der Selbstbescheidung und im Wissen, dass wir auch unseres Lebens froh zu sein vermögen, wenn die Stunde der Entwicklung ins Grössere für andere Völker und Kontinente geschlagen hat! -n

Für die Geschäftsfrau

Richtige Farbanwendung steigert den Umsatz

Solange Architekten bauen und die Farbe als raumgestaltendes Element in Anwendung bringen, stellt sich dem Unternehmer als kaufmännisch denkendem Menschen bei allen Neubauten die Frage, ob die Einbeziehung der Farbe wirtschaftlich interessant ist. Immer noch herrscht in Laienkreisen die irrige Ansicht, dass der Farbengeschmack der Menschen so individuell sei wie sein Privatleben oder seine Beziehung zu Kunst und Architektur. Seit Jahren bemühen sich Experten der Farbenforschung in den internationalen Farbforschungsinstituten und Aerzte, um die farbenpsychologische Wirkung auf ganze Menschengruppen festzustellen Es steht fest, dass noch weit mehr als die Einteilung und Gliederung der Räume die Wirkung der Farbe von ausschlaggebendem Einfluss auf Arbeitstempo, auf die physische und psychische Verfassung des Arbeitenden ist, ebenso auf Betriebssicherheit und — last not least, rein kaufmännisch gesehen — auf die Verkaufsförderung.

Die Auffassung des aufgeschlossenen Architekten der Gegenwart stellt den Menschen als oberstes Funktionsglied in die Architektur. Die Farbgebung unterordnet sich dem Menschen, so dass man hier von einer Theorie der abgestuften Farbgebung sprechen kann. Reine intensive Farben werden da verwendet, wo ein Akzent, eine Zusammenfassung oder eine besonders intensiv anregende Wirkung gewünscht wird. Man kann diese Tendenz heute ganz allgemein beobachten, wofür die INTERBAU in Berlin ausgezeichnete Beispiele lieferte. Bei der Gestaltung von grossen Bürohäusern mit repräsentativen Empfangs- und Konferenzräumen wurde ein Minimum an starken Farben zur Anwendung gebracht, was vom farbenpsychologischen Standpunkt aus richtig ist. In einer durchsichtigen Helligkeit, die sich ganz in Glas und Stahl aufzulösen scheint, sprechen einzelne intensive Farben als Stimulans für die Menschen ihre beredte Sprache. Durch die sparsame Verwendung solcher Farbakzente, noch betont durch die gleichzeitige Anwendung von entsprechendem Konstruktionsmaterial, wird ausgesprochene Grossräumigkeit vorgetäuscht. Der Einfluss des Fernen Ostens macht sich bemerkbar, indem sich der Innenarchitekt für grosse Flächen weicher Mischfarben bedient, die nur durch einzelne kleinere Farbakzente unterbrochen werden. Diese Tendenz dehnt sich auch auf die farbliche Gestaltung von Böden aus. Interessanterweise werden gerade für grosse Räume neuerdings Pastelltöne, Sandfarben und Steingrau verwendet. Zahlreiche Beispiele modernster Verkaufsräume beweisen, dass gerade die Bodenbeläge die Wirkung und Ambience eines Raumes bestimmen. Ein besonderes farbenpsychologisches Problem ist der Einfluss der Farbstrahlung, die vom Fussboden aus den Menschen in ruhender oder sitzender Stellung erreicht. Rote, gelbe und grüne Töne in ihren verschiedensten Nuancen werden kühlen Farbkompositionen vorgezogen, da sie mehr Wärme und Behaglichkeit verbreiten. Ein klassisches Beispiel hiefür ist der rote Teppich auf grauer Fläche. Solche stimulierende Farbgebung beeinflusst den Menschen im positiven Sinn, ohne dass er sich dessen gewahr wird. Er fühlt sich wohl und entspannt und verweilt länger in den betreffenden Räumen, was selbstverständlich eine intensive Verkaufssteigerung mit sich bringt. Laut Statistiken eines «research departements of national sale problems» in USA kann durch richtige Farbgebung eine Umsatzsteigerung von bis zu 300 Prozent erzielt werden.

Wir möchten hier die ansprechende farbige Gestaltung des modernen Supermarktes zitieren. In Fleisch- und Wurstwarenverkaufsräumen wird eine Umsatzsteigerung von 150 bis 180 Prozent verzeichnet. In Bäckereien und Konditoreien rät der Farbfachmann zu frischen Grüntönen, Türkis, einem sehr hellen, sonnigen Gelb, mit Blau kombiniert, zur Ergänzung von Holzfarben. Wichtig ist hier vor allem, dass sich das Backgut wirkungsvoll vom Hintergrund abhebt. Auch hier ist die Umsatzsteigerung frappant: 100 bis 150 Prozent.

Grossküchenbetriebe in Anstalten und Hotels, welche ihre Arbeitsräume in freundlichen Farben gestalten, die das Rüst-, Koch- und Backgut leicht zu erkennen geben, haben nachweisbar viel weniger Unfälle und Personalwechsel als ältere Betriebe mit schlecht organisierten und farblich unerfreulichen Einrichtungen und Unterteilungen.

Nach der Erkenntnis, dass der Mensch das Mass aller Dinge sei, bedeutet die Auseinandersetzung mit den Farbproblemen eine dringende Forderung an alle schöpferisch Bauschaffenden, um aus dem Chaos der turbulenten Uebergangszeit herauszukommen und sich dem Gesetz einer harmonischen Ordnung einzufügen. *Br.*

Eine öffentliche Kundgebung gegen die Teuerung

w. Eine solche wurde in Zürich durchgeführt. Veranstalter waren die unter der Aktionsgemeinschaft für Konsumentenschutz zusammengeschlossenen schweiz. Angestelltenvereine der Maschinen- und Elektroindustrie, der Club der Zürcher Berufs- und Geschäftsfrauen, der Gemeinnützige Frauenverein Zürich, Hausfrauenverein Zürich und die Zürcher Frauenzentrale. Ein Verbandssekretär (A. Grässle), ein Kantonsrat (Ernst Schmid) und der Vorsteher der Altersbeihilfe der Stadt Zürich sprachen in kurzen Referaten, denen die Ausführungen der sich hauptsächlich im Namen der Hausfrauen und Mütter gegen die unaufhörlich vorwärtsschreitende Teuerung wendenden Präsidentin des Gemeinnützigen Frauenvereins Zürich, Frau Elisabeth A. Grossmann, folgten. Klar, sachlich, sehr mutig sprach als Vertreterin der berufstätigen Frauen die Berufsjournalistin Paula Maag, Präsidentin des Clubs der Zürcher Berufs- und Geschäftsfrauen, die von den Anstrengungen, die Folgen der Teuerung zu tragen, bildhaft lebendig und sehr eindrücklich berichtete.

Auch Frau Hulda Autenrieth-Gander, Präsidentin der Zürcher Frauenzentrale, verstand das uns Frauen immer stärker bedrängende Problem der Teuerung in ihren Worten zu umreissen. Sie rief zum Zusammenschluss aller Konsumenten auf, um so der Preistreiberei entgegenzuwirken und Halt zu bieten.

Die etwa 300 anwesenden Männer und Frauen fassten einstimmig folgende

Resolution

Wir stellen fest:

Die Teuerung auf dem zum Leben Notwendigsten wie Mieten, Lebensmittel, Kleider und Gebrauchsgegenstände des Alltags hat in der Schweiz einen Höchststand erreicht, der dringend nach Abhilfe ruft. Der inlandbedingte Preisauftrieb der letzten Jahre kann und muss gebremst und abgebaut werden.

Wir wehren uns

gegen die kalte Enteignung der Sparer und Rentner, gegen die Entwertung unserer Sozialversicherungen, gegen die Aushöhlung des Reallohnes.

Wir verlangen:

Schluss mit der bisherigen Landwirtschaftspolitik, die den Konsumenten weit überhöhte und ständig weiter ansteigende Preise für die landwirtschaftlichen Produkte zumutet. Der Landwirtschaft muss mit Senkung der Produktionskosten, mit Qualitäts- und Produktivitätsförderung, den Klein- und Bergbauern mit gezielten Massnahmen geholfen werden.

Wir verlangen

grösste Anstrengung zur Senkung der Preise im Baugewerbe, aber auch in Handel und Industrie. Die Konsumenten erheben Anspruch darauf, dass die Produktivitätssteigerungen der Wirtschaft in Form von Preisabschlägen ihnen zugute kommen. Wir fordern die einzelnen Wirtschaftsverbände, aber auch den eidgenössischen Koordinationsausschuss, auf, heute ihren ganzen Einfluss in dieser Richtung geltend zu machen.

Wir verlangen

dass die Konsumenten als Vertreter der allgemeinsten Wirtschaftsinteressen in den staatlichen Wirtschaftskommissionen mehr zu Worte kommen. Wir fordern eine angemessene Vertretung der Konsumenteninteressen durch politisch und wirtschaftlich unabhängige Fachleute, durch Vertreter der Kleinrentner, der Fixbesoldeten, der Hausfrauen und gemeinnützigen Organisationen.

Politisches und anderes

Die letzte Sessionswoche

In der dritten und letzten Woche seiner Arbeit genehmigte der Nationalrat zunächst die Vorlage über die Verlängerung der Geltungsdauer der Uebergangsordnung betr. die Brotgetreideversorgung des Landes. Im Zusammenhang mit dem Geschäftsbericht des Justiz- und Polizeidepartementes erstattete dem Rat Bundesrat Feldmann den Bericht über die Affäre Dubois/Ulrich. Sodann behandelte der Rat den Entwurf zum Verantwortlichkeitsgesetz des Bundes und stimmte diesem zu.

Am Mittwoch fand im Ständerat die lang erwartete Debatte über die Einführung des Frauenstimm- und -Wahlrechtes in eidgenössischen Angelegenheiten statt. Nach 3 Stunden dauernden Beratungen wurde die Frauenstimmrechtsvorlage mit 19 gegen 14 Stimmen angenommen. Auch die Vorlage über das Fernsehdarlehen fand die Zustimmung des Rates. Am Donnerstag ist die Session zu Ende gegangen. Der Nationalratspräsident konnte feststellen, dass der Rat während der Herbstsession neben 21 Sachgeschäften 28 Motionen, Postulate und Interpellationen erledigt hatte.

Interhandel beim Internationalen Gerichtshof

Der Bundesrat hat beschlossen, den Streitfall zwischen der Schweiz und den Vereinigten Staaten von Amerika über die in den Vereinigten Staaten befindlichen Vermögenswerte der Interhandel dem Internationalen Gerichtshof in den Haag zu unterbreiten.

Abschuss eines Erdsatelliten in der Sowjetunion

Radio Moskau gab am Freitagabend bekannt, dass die Sowjetunion am 4. Oktober den ersten Erdsatelliten der Welt erfolgreich abgefeuert hat.

Der Sprecher erklärte: «Der Satellit umkreist jetzt die Erde auf einer elliptischen Bahn in einer geschätzten Höhe von 900 Kilometern. Er hat die Form einer Kugel von 58 cm Durchmesser, wiegt 83,6 Kilogramm und ist mit einem Radiosender ausgerüstet.»

Die Regierungskrise in Frankreich

Der Präsident der Republik, René Coty, beauftragte R. Pleven mit der Bildung der neuen Regierung, nachdem der Sozialistenführer und der vorletzte Ministerpräsident, Guy Mollet, die Regierungskrise nicht lösen konnte.

Studentendemonstrationen in Warschau

Schon ein paar Tage dauern in Warschau grosse Studentendemonstrationen. Die Studenten protestieren gegen das von der Regierung verfügte Verbot der Wochenzeitung «Pro Prostu». Die verbotene Zeitung war an den Ereignissen die sich im letzten Herbst in Polen abspielten, in massgebender Weise beteiligt.

Djilas verurteilt

Das Bezirksgericht von Sremska Mitrovica hat am Samstag den ehemaligen Präsidenten der jugoslawischen Nationalversammlung und engen Mitarbeiter Präsident Titos, Milovan Djilas, wegen Propaganda gegen Jugoslawien zu sieben Jahren Gefängnis verurteilt. Djilas hat das Buch «Die neue Klasse» verfasst, in dem das kommunistische Regime scharf angeklagt wurde.

Die Atomkonferenz in Wien

In Wien wurde die konstituierende Versammlung der Internationalen Atomenergieagentur in Anwesenheit von rund 300 Delegierten aus über 60 Ländern eröffnet. Die neue internationale Behörde soll nach ihren Statuten dafür sorgen, dass kein Kernmaterial für militärische Zwecke verwendet wird.

16 000 elternlose Kinder in Deutschland

Mehr als zwölf Jahre nach Kriegsende sucht das deutsche Rote Kreuz immer noch die Familien von 16 000 Kindern und Jugendlichen. Keines der Kinder, die vor zwölf Jahren noch klein waren, kennt seinen Namen oder seinen Herkunftsort. Bei vielen sind der Ort, wo sie aufgefunden wurden, und ihre damaligen Kleidungsstücke die einzigen Angaben.

Friedenspreis des deutschen Buchhandels

Der amerikanische Dramatiker Thornton Wilder erhielt am 6. Oktober in Frankfurt den Friedenspreis des deutschen Buchhandels für das Jahr 1957.

7000 Tote auf den Strassen Italiens

Aus einem Bericht, den der italienische Verkehrsminister Armando Ungelini an der gegenwärtig in Stresa stattfindenden Verkehrskonferenz unterbreitete, geht hervor, dass im Jahre 1956 in Italien bei Verkehrsunfällen 7000 Personen getötet und 143 346 verletzt worden sind.

Abgeschlossen: Montag, 7. Oktober 1957. *cf*

E. Spahn-Gujer

Begegnungen auf meiner Brasilienreise (1956)

(Schluss)

Am Morgen desselben Tages besuchten wir den herrlichen botanischen Garten und die grossartigen Einrichtungen und Anlagen für Geselligkeit und Sport, welche der Jockeyklub, der eleganteste Klub der Millionenstadt, für seine Mitglieder bereithält. Viel mehr als der Jockeyklub hätte mich freilich einer der vielen mit Negerhütten bestandenen Hügel interessiert. Die Schwarzen mögen nicht in engen Strassen und hohen Steinhäusern wohnen. Jede Familie will ihre eigene Blech- oder Bretterhütte auf einem der runden, granitenen Moros haben mit einem Bananen- und Maiocastrauch, die ihr gehört, und wo sie sich daheim fühlen kann, auch wenn nur ein schmaler, steiler Weg zu ihrer Heimstätte hinauführt. So herrlich es war, die warme Gastlichkeit unserer gütigen Verwandten geniessen zu dürfen und unter ihrer Führung eine wundervolle Landschaft und grosse, interessante Städte zu sehen, so verlangte doch die schuldige Rücksicht auf sie den Verzicht auf eine intensive Besichtigung jener mich besonders lockenden Hügel. Wohl ist die Sozialfürsorge in der Staatsverfassung garantiert. Aber gar zu gerne hätte ich mit eigenen Augen gesehen, wie sich das Leben der Unbemittelten in den Gassen der Stadt und auf den Favelen-Hügeln gestaltet. Denn wie überall ist es auch in Brasilien nicht der Buchstabe, sondern der Geist, der lebendig macht.

Einmal aber wollte es mir fast gelingen, auf eigene Faust eine Favela (Negerquartier) aufzusuchen. Als ich eines Nachmittags allein die Avenida Rio Branco, die grösste Geschäftsstrasse Rios, vom Büro der Schiffahrtsgesellschaft «Italia» an der einen Meeresbucht bis zu unserm Hotel «Serrador» an der entgegengesetzten zurückbummelte, sah ich auf dem Morro Sao Antonio das gleichnamige Kloster, und dicht daneben eine Favela. Diese Gelegenheit musste ich benützen. So fuhr ich in einem Aufzug zum Kloster hinauf, sah mir die reich geschmückte Kirche an, und fragte den freundlichen Pater Guardian nach dem Weg zur Negersiedlung. Man führte mich in einen Saal und schloss die Türe hinter mir zu. An einem Tisch sassen ein Mönch und eine Dame, dem sie weinend ihr Leid klagte. Ich ging eine gute Weile in respektvoller Entfernung von ihnen, aber doch der Türe so nah als möglich, auf und ab und hin und her. Endlich erschien ein Klosterbruder japanischer Nationalität und fragte auf französisch nach meinem Begehr. Als ich ihm sagte, ich sei Schweizerin und möchte gerne das Negerdorf nebenan sehen, belehrte er mich, ich sei hier in einem Kloster, von dem aus es keine Verbindung dorthin gebe, ich müsse wieder hinunter gehen und den für die Favela eigenen Weg hinaufsteigen. Unten angekommen, konnte ich jedoch den ersehnten Pfad nicht finden. Eine gefällige junge Frau verstand meine diesbezügliche Frage nicht und ein Priester, der des Weges kam, schüttelte den Kopf und sagte, dass er ausser Portugiesisch nur Deutsch spreche. Das war mir eben recht, und so erfuhr ich, dass die Favela bereits ausgiebig sei und abgebrochen werde, und dass es darum keinen Wert habe, hinauf zu steigen. Diese von der Stadt getroffene Massnahme war sicher gut und notwendig, und mein soziales Empfinden musste sie begrüssen. Trotzdem bedauerte ich schmerzlich, dass mir dadurch die einzige Möglichkeit genommen war, eine Negersiedlung von innen kennenzulernen.

Brasilien ist Zukunftsland. Das muss immer wieder gesagt sein. Alles, was hier gebaut und geschaffen wird, geschieht in grosszügiger und weitblickender Weise. Gewiss, viele Einrichtungen, besonders im Landesinnern, stehen noch weit hinter den schweizerischen zurück. Aber seine Menschen sind willens und fähig, sie auszubauen und zu verbessern. Die Ideen der Völkerverständigung, der politischen und zivilen Gleichberechtigung aller Bürger, und das Gebot der gegenseitigen Hilfe können hier schneller Fuss fassen als in Ländern, in denen Tradition und eingefleischte Vorurteile allen neuen Vermenschlichungsbestrebungen hindernd im Wege stehen. Das wird einem sofort klar, wenn man die Stellung der vielen Neger in Brasilien beobachtet. Schon äusserlich fällt einem der grosse Unterschied zwischen ihnen und den Senegalesen Westafrikas auf. Die Neger Brasiliens, Männer, Frauen und Kinder, geben sich viel freier und würdiger als die Schwarzen in Dakar. Freilich muss zu deren Ehrenrettung gesagt sein, dass wir dort nicht das gute einfache Volk gesehen hätten, sondern Leute, die man in allen Hafenstädten bei der Ankunft grosser Ueberseedampfer antreffe. Das sagte uns ein sehr sympathischer Franzose, der auf unserer Rückfahrt in Dakar eingestiegen war, um nach zweijähriger Dienstzeit als Offizier mit seiner Familie in die Heimat zurückzukehren. Er gab zu, dass es viel Elend und Schmutz unter den Schwarzen gebe, aber er erzählte auch glaubhaft, dass sich Frankreich um ihre Besserstellung bemühe und dass beispielsweise die Negerspitäler besser eingerichtet seien als diejenigen für die Kolonisten.

Die Neger Brasiliens sind ein integrierender Bestandteil der Gesamtbevölkerung. Mit der grössten Selbstverständlichkeit setzt sich der Weisse zum Schwarzen, sei's in den öffentlichen Anlagen, im Restaurant, Kino, Tram oder Ueberland-Bus. Brasilien kennt keine Rassenprobleme. Und wo sie auftauchen, bemüht es sich, sie auf menschlich gute und gerechte Art zu lösen. Wohl sind die meisten Neger Industrie-, Bau- und Landarbeiter; aber es gibt auch viele schwarze Beamte, Angestellte und Intellektuelle. In Sao Paolo sah ich sogar weisse Stiefelwichser Negern die Schuhe putzen. Alle, Weisse und Schwarze, Männer und Frauen, welche das brasilianische Bürgerrecht besitzen, haben das gleiche Stimm- und Wahlrecht, und das, obwohl sie bei bloss fünf Jahren obligatorischer Volksschule politisch unmöglich schon reif sind. Aber man bringt ihnen das Vertrauen entgegen, sich entwickeln und entfalten zu können und es auch zu wollen.

Auch die Stellung des Staates zur Kirche ist allermindestens fortschrittlich zu nennen. Die meisten Brasilianer sind römisch-katholisch. Die Glaubens- und Gewissensfreiheit ist jedoch in der Staatsverfassung gewährleistet. Es gibt keine Staatskirche. Alle Kirchen, die römisch-katholische sowohl als auch die Kirchen anderer Konfessionen, müssen für ihren Unterhalt, die Anstellung und Besoldung ihrer Priester und Pfarrer, überhaupt für alle Kultusbedürfnisse selber aufkommen. Das ist wenigstens gerecht und lässt keine oder doch nur eine geringe Rivalitäten zu.

Abschied

Am Morgen des 12. August mussten wir Abschied nehmen. Erst von Petropolis, dessen vertrautgewordenen Längsstrasse dem kleinen Fluss entlang wir nun zum letztenmal fuhren; dann von den hellen Bergen, die während der Talfahrt im warmen Morgenglanz herüberstrahlten; den sich zu beiden Strassenseiten weit hinauf und noch weiter hinunter erstreckenden Bananenfeldern; der prächtigen, nochmals den vollen Ausblick in die unnennbare Weite gewährenden Strasse selber, und endlich von der schimmernden Stadt, deren ergreifende Schönheit

Die Frau in der Kunst

Früher waren alle «Einbläser», wie der schreckliche deutsche Ausdruck lautet, Männer; und noch in Alexandre Dumas' «Kean» spielt ein solcher auf der Bühne im Stück selber eine gewichtige Rolle; allmählich ging der Beruf ganz auf Frauen über. Heute findet man schwerlich noch einen Mann dabei. Rita Pich, früher Sängerin, amtet im Zürcher Schauspielhaus, zusammen mit Irene Brunner; im Stadttheater liegt diese Verpflichtung bei Claudia Schütter-Mengelt schon seit 1940, bei Alice Knüsel-Huber seit 1954. Immer sind es ehemalige Künstlerinnen, die sich in den «Kasten» setzen, da grosse Kenntnisse der Bühnenerfordernisse dazu nötig sind. Bei der Oper noch mehr natürlich als beim Sprechstück. Winnie Fischer und Margarethe Pauly betreuen das Basler Stadttheater, wer in der dortigen ‚Komödie' dafür vorhanden ist, bleibt im Dunkeln: dort gibt es nämlich keinen ‚Kasten' —. Maria Hubacher tritt die Stellung der ‚Souffleuse' neu am St. Galler Stadttheater an, wogegen Else Freitag sie da schon lange inne hat. Martha Winter ist der getreue Geist an Markus Breitners Sommertheater in Winterthur, Lola Friebel im Zürcher Theater am Central. Ada Hodler und Lydia Lipponer wechseln sich im Luzerner Stadttheater ab. Am Berner Stadttheater gibt es gar drei: Emmy Kapp, Paquita Oser und Yvette Turner. — So lassen wir für einmal die unsichtbaren Geister aus ihrem «Kasten» ins Licht der Rampen treten. Sie verdienen es, dass auch sie, die durch ihr «Einflüstern» schon so mancher Vorstellung wertvolle Unterstützung zuteil werden liessen, einmal genannt werden, dass wir um ihren Einsatz, um ihr Wirken in der Versenkung wissen. M.

Eine sechzehnjährige Preisträgerin

Der Concorso Pianistico internationale F. Busoni der stets in den ersten Tagen des September im vorbildlich geführten Conservatorio C. Monteverdi zu Bolzano, ausgetragen wird, gehört zu den schwierigsten pianistischen Wettbewerben, wenn er nicht der schwierigste ist. Die Kandidaten haben ein weitgespanntes, reiches Repertoire der bedeutendsten Werke der Klavierliteratur vorzubereiten, das von Bach bis zu den zeitgenössischen Komponisten reicht. Wenigstens ein Drittel der vorzutragenden Kompositionen muss der Moderne entnommen sein: Busoni, der unvergessliche und unerreichte Pianist, dem zu Ehren das Wettspielen eingesetzt ist, Bartok, Strawinsky etc. Damit wird von den jungen Künstlern der Beweis einer eigenen Auffassung und einer besonderen Technik verlangt. Ferner haben die Kandidaten schon in den Ausscheidungsprüfungen und dann im Finale je 50 Minuten zu spielen, also zwei grosse Programme zu bewältigen, die von der Jury aus der von ihnen eingereichten Liste ausgewählt werden. Die Jury, bestehend aus neun Mitgliedern, wovon mindestens drei Komponisten sind, verleihen auch die Preise: einen ersten von 500 000 Lire mit dem Vertrag für zehn Konzerte, unter anderem in der Scala zu Mailand und dem Maggio Fiorentino, und vier weitere abgestufte Prämien. Schliesslich wählt das Publikum seinen Liebling, der meist nicht mit dem von der Jury als dem Besten bezeichneten Kandidaten identisch ist.

In diesem September fanden die Wettbewerbe in Bolzano zum neunten Male statt. Zum Finale im grossen Saal des Konservatoriums war alles herbeigeströmt, was sich für Musik interessiert. Er war dicht besetzt. Man wusste, dass ein ganz junges Mädchen, eine Sechzehnjährige aus Argentinien, die Jury durch immenses Können verblüfft hatte, und war nun gespannt, ob sie zum Schluss enttäuschen würde oder nicht. In aller Erinnerung war das «Phänomen» des letztjährigen Ringens, eine Tschechin, ein heftiges Talent, eine Art Naturerscheinung mit rot gelocktem Pferdeschwanz und einer fabelhaften Technik. Man sprach schon in der ganzen Stadt, dass sie den ersten Preis erringen werde, ja ihn schon in der Tasche habe, denn am Probenspielen hatte sie alle ihre Konkurrenten weit hinter sich gelassen. Am Abend jedoch, der sie prämiieren sollte, verhaspelte sie sich, war unsicher und verriet darüberhinaus eine allzu freie Interpretation. So fiel sie durch und ein viel weniger brillanter junger Oesterreicher stahl ihr den Ruhm mit dem ersten Preis. Sollte sich jetzt mit der kleinen Argentinierin Martha Argerich Aehnliches erreignen? Schon hatten zwei junge amerikanische Pianisten und eine junge Dame, auch sie aus den USA, Vorzügliches geboten. Die heutige pianistische Jugend ist ja technisch so erstaunlich auf der Höhe, wie noch vor zwanzig Jahren nur ganz wenige unserer berühmtesten Klaviervirtuosen. Im giftgrünen Popeline-Kleidchen mit schwarzem Gürtel um die schmale Taille, das sehr weisse Gesicht mit dem Mona-Lisa-Lächeln eingerahmt von langem, schwarzem Indianerhaar, kam sie aufs Podium und spielte ohne jede Mühe das ihr gestellte ungeheuer anspruchsvolle Programm, das über Bach, Chopin, Debussy, Bartok zu Prokofieff führte, und mit einer Ueberlegenheit sondergleichen. Man fragte sich, ob man nicht träume, man erwog, ob das «mit rechten Dingen zugehe», ob da nicht eine dämonische Kraft durch das junge Ding wirke, wie man es bei Paganini annahm. Fast glaubte man, eine Wolke um das sylphidenhafte Geschöpf am Flügel zu sehen. Täuschung gewiss, der Aufregung zuzuschreiben, in die der Hörer geriet. Auch die Juroren lauschten gebannt, mit feuerrot glühenden Ohren, ohne sich das Mirakel erklären zu können. Solch spielende Meisterung aller technischen Probleme, solche Differenzierung im Anschlag, vom süssesten Pianissimo zum donnernden Fortissimo, solche Intelligenz bei so reiner inniger Empfindung und solche Anmut, wen hätte das nicht erschüttert! Natürlich erhielt die kleine Martha den grossen Preis. Sie nahm ihn als etwas Selbstverständliches an und blieb kühl und geheimnisvoll lächelnd, wie all' die Tage zuvor.

Als ich sie beim Beglückwünschen an beiden Armen anfasste, waren es runde, weiche Kinderarme.

A. V.

Die neue Stickfachschule in St. Gallen

Kürzlich konnten die Ostschweizerischen Stickfachschulen ihr 25jähriges Jubiläum begehen und gleichzeitig das Gebäude der neuen Stickfachschule eröffnen. In St. Gallen-West, mitten im Grünen gelegen, wusste Architekt Riek einen modernen, harmonisch gegliederten Längsbau zu schaffen — halb Schule, halb Fabrik — eine Aufgabe, die glänzend gelöst wurde. — In den sonnedurchfluteten Gängen bewegte sich frohgelaunt die grosse Schar der Gäste: Vertreter der eidgenössischen Behörden, Abgesandte der beteiligten Ostschweizer Kantone, Fachkräfte, Helfer und Freunde der Schulen, sowie in- und ausländische Vertreter von Radio und Presse. — Im Erdgeschoss ratterten die neuen Saurer Stickmaschinen, die zur Feier des Tages zum erstenmal durch Lehrer und Schüler in Betrieb gesetzt wurden; es liefen die Fädchen und Spulen, und es stachen die Nadeln, und in den weiten Räumen des Obergeschosses mit der von den durchgehenden Fensterbändern herkommenden prächtigsten Helle beugten sich die fleissigen Stickerinnen über ihre Stickrahmen. Flink betätigten sie ihre Stickmaschinen, schnitten aus, stickten nach oder korrigierten mit geschickten Fingern etwaige Fehler. Frei konnte der Blick über Hügel und Matten schweifen, Verbindung schaffend vom Innenraum zur Aussenwelt — ein beglückendes Gefühl, wenn man erfährt, dass sich die jungen Leute vorher mit stark begrenzten, düstern Räumlichkeiten begnügen mussten.

Die erste, im Jahre 1864/65 erbaute Schifflistickmaschine konnte eingehend besehen werden.

Umrahmt von Darbietungen des St. Galler Streichquartetts fand der Festakt der Schlüsselübergabe statt, worauf Bundesrat Holenstein Gruss und Glückwunsch des Bundesrates überbrachte.

Dank freudiger Opferbereitschaft und Optimismus, im Bewusstsein, dass die Stickereiindustrie einer fachtechnisch gut ausgerüsteten Schule bedürfe, mit der tatkräftigen Hilfe grosszügiger Gönner sowohl der Industrie, wie auch der öffentlichen Hand, konnte schuldenlos innerhalb eines Jahres diese Stätte geschaffen werden, die — wie Dr. V. Widmer, Präsident des Stiftungsrates der OSS, ausführte — zur Heranbildung des Stickereinachwuchses dienen soll. Junge, qualifizierte Kräfte werden den Ruf von Präzision und Schönheit schweizerischer Stickereien in der ganzen Welt befestigen. — Mit Dankbarkeit durfte man auch der weitblickenden Männer gedenken, die in schwerster Krisenzeit 1932 die Stiftung Ostschweizerischer Schulen begründen halfen und mit eisenhartem Zukunftswillen trotz mancherlei Enttäuschungen tapfer durchhielten.

Blättern wir in der Geschichte schweizerischer Stickereiindustrie etwas zurück: Um die Jahrhundertwende herrschte Wohlstand in diesem Textilsektor. Die Stickereindustrie erlebte eine Blütezeit. Damals bestand die Möglichkeit, in verschiedenen Landesgegenden der Ostschweiz in kleineren Stickfachschulen den Stickereiberuf zu erlernen und zwar die Handstickerei, wie auch später die Schifflistickerei. Der Stickfachfonds St. Gallen kümmerte sich um die Kleinbetriebe, um das Berufswesen, um die Anstellung von Fachlehrern, er betreute die Sticker an der Maschine und verhalf den Einwohnern zu Verdienstmöglichkeiten. Wie manche Bäuerin verdiente sich damals über den Winter einige Batzen durch Heimarbeit!

Während des ersten Weltkrieges brach aber eine böse Zeit aus, die bis in die Nachkriegsjahre anhielt. Die Industrie hatte mit Widerwärtigkeiten zu kämpfen, Hindernisse zu überwinden. Die bedeutendste Exportindustrie der Schweiz ging in unglaublicher Weise zurück. Fachschulen mussten geschlossen werden — die Schüler fehlten. In dieser hoffnungslosen Lage fassten vorausschauende Männer den Beschluss, die Stiftung ostschweizerischer Schulen zu gründen; sie überliessen ihr die restlichen Beträge des Stickfachfonds und des Schifflifonds, und so konnte mit weiterer hochherziger Hilfe die Stiftung OSS zustande kommen. Sie hat sich in den Jahren harter Prüfung bewährt; denn auch hier musste am Anfang der dreissiger Jahre durchgehalten werden, bis deren zweite Hälfte — in die u. a. die «Landi 1939» fiel — Besserung brachte. Doch auch diese Konjunktur wurde jäh unterbrochen: der zweite Weltkrieg brach aus. Erst nach dessen Ende durfte die Stickereiindustrie wieder aufatmen . . . erlebte sie einen neuen Aufschwung. Sie fand ihre Liebhaber auf dem ganzen Erdball und somit ihre Begünstigung in der Geschäftswelt, so dass heute mit Vertrauen in die nächste Zukunft geblickt werden kann. In den Räumen des neuen Fachausbildungsgebäudes sollen Qualität und künstlerischer Sinn gepflegt werden; denn nur eine gute, technische, sowie auch künstlerische Ausbildung vermag die Leistungsfähigkeit der einheimischen Texilindustrie beizubehalten, ja, sie noch zu steigern. Chemiker, Physiker und Zeichner werden immer wieder andere, vollkommenere Verfahren finden, unerwartete Dessins — manchmal auf alten Motiven beruhend kreieren. Und die Jugend scheint sich heute in vermehrten Masse der Stickereibranche zuzuwenden.

Während der Internationalen Pferdesporttage, die mit Stiftungsjubiläum und Schuleröffnung zusammenfielen, konnte man von der Tribüne aus nicht nur dem Rennen, sondern auch den Modeschauen — dargeboten von der schweizerischen Baumwoll- und Stickereiindustrie — beiwohnen, wo Qualität sich mit Schönheit und Eleganz paarten und so ein anmutiges und fesselndes Bild boten, das sich vorteilhaft aus dem bunten Rahmen der Pferderennen heraushob. Mannequins defilierten in kostbar bestickten Stoffen. Wir sahen Skianzüge aus imprägnierter Baumwolle, Strand- und Auto-Ensembles aus interessanten Baumwollgeweben und Nachmittags- und Cocktailkleider — knitterfrei ausgerüstet — mit Stickereien auf Baumwollbatist und -organdy und als Schlusseffekt fürstliche Guipüre-Abendroben. Es ist eine Mode, weiblich und zärtlich, wie sie auch auf Baumwolle ihren Weg ins Ausland bis über die Meere finden wird.

RM

Bund Schweizerischer Frauenvereine

Für den Vorstand des BSF ist am 24. September 1957 die sommerliche Pause zu Ende gegangen, nachdem der Arbeitsausschuss schon zu Beginn des Monats die Arbeit aufgenommen hatte.

Aus der Vielfalt der Traktanden seien jene herausgegriffen, die allgemein interessieren dürften. Dem Zivilschutz wird grosse Aufmerksamkeit gewidmet. Ganz besonders möchten die Frauen anregen, mehr Schutzräume zu bauen. Mit Interesse werden die Mitglieder des Vorstandes des BSF die Berichte über die Ergebnisse des internationalen Kongresses für Zivilschutz studieren. Eine Eingabe des BSF zum Entwurf des Bundesrates für ein Atomgesetz wurde nach Diskussion genehmigt.

Einen grossen Platz in den Verhandlungen beanspruchten diesmal die eidgenössischen temporären und ständigen Kommissionen, sowie die Kommissionen des BSF, für die es alle immer wieder gilt, fähige Frauen zu finden, die eine solche Aufgabe übernehmen können und wollen. Es ist ausserordentlich wichtig, dass z. B. in der Kommission für Familienzulagen oder in der Kommission für Krisenbekämpfung und Arbeitsbeschaffung, ebenso wie in der Kommission für Kartellgesetzgebung die Stimme der Frau gehört wird. Die Wirtschaftskommission des BSF hat sich mit der Revision der Getreideordnung befasst und tritt u. a. sehr für die Beibehaltung der Mahlvorschriften ein im Interesse der Volksgesundheit. Eine Kommission zum Studium der Erwerbsarbeit der Mütter wird demnächst ihre Arbeit aufnehmen.

Maria Benedettis 100. Ausstellung

6242 Werke von 407 Schweizer Künstlern gezeigt zu haben, ist im Laufe von 13 Jahren eine grosse Arbeit und zugleich ein Dienst an Malerei und Skulptur, der nicht hoch genug gewertet werden kann. Das Küsnachter Kunststuben-Restaurant am Zürichsee hat internationalen Ruf bekommen. Die originelle Persönlichkeit der «Galerie»-Besitzerin konnte bei der Jubiläums-Schau nicht besser gefeiert werden als durch die Anwesenheit des Zürcher Stadtpräsidenten Dr. Landolt, der herzliche Worte der Anerkennung fand. Das überaus lustige Fest spiegelte so recht die Atmosphäre wider, in der sich das Leben und Wirken der Benedetti abwickelt: echte Liebe zum Schönen und Natürlichen, gesunde Heiterkeit und ein untrüglicher Sinn für die Grenzen der Zusammenstellung; denn niemals hat sich die Benedetti in Gebiete gewagt, die ihrer unverfälschten Urteilskraft fern lagen. Zwar gar so weit her ist es nicht mit ihrer Abneigung gegen das Abstrakte. Wir erstanden selber bei ihr eine Lithographie des in Paris schaffenden Johnny Friedländer, die «gegenstandslos» ist. Bei der 100. Ausstellung hat sie viele ihrer alten Freunde um sich versammelt: wir betrachten Bilder von Giovanni Müller, ihrem einstigen Berater, des Holländers Hubert Hierck (einer der wenigen bei ihr gastierenden Ausländer), aber auch von Cuno Amiet, Reinhold Kündig (mit einem besonders eindrucksvollen Selbstbildnis), Hans Schöllhorn, Herbert Theurillat und Skulpturen von Henri König, Max Weber, Arnold Huggler (ein spezieller Freund des Hauses) und Rudolf Wening. — Und schon denkt die Benedetti an die 101. Schau, da sie den Gedanken, sich zurückzuziehen, schnell wieder aufgegeben hat: sie hat die Kunst, die Kunst sie nötig. M.

Denkst Du an die Gegenwart,
So säe ein Korn,
Denkst Du an ein Jahrzehnt,
So pflanze einen Baum,
Denkst Du an ein Jahrhundert,
So erziehe einen Menschen.

Chinesischer Spruch

L'avenir a plusieurs noms.
Pour les faibles, il se nomme: l'impossible.
Pour les timides, il se nomme: l'inconnu.
Pour les penseurs et pour les vaillants,
il se nomme: l'idéal. *Victor Hugo*

Wer mit dem Herzen lebt, der lebt
nicht leicht, doch er lebt wirklich.

Tilman Riemenschneider

Dora Hauth-Trachsler †

In Zürich ist im Alter von 82 Jahren die bekannte Kunstmalerin und Schriftstellerin Dora Hauth gestorben. Wir werden in der nächsten Nummer ihrer Persönlichkeit und ihres Werks gedenken. *Red.*

meines Herzens Saiten so stark zum Klingen gebracht hat.

Unsere gütigen Gastgeber, ihr liebes Töchterchen, der junge Verwandte und seine reizende, brasilianische Braut begleiteten uns aufs Schiff, und sogar der Kaufmann, der uns zum Nachtessen in den Schweizer Klub eingeladen hatte, stand auf dem Hafendamm. Das Schiff und seine Einrichtungen war uns gleich wieder vertraut, und seine dienstfertigen und auch menschlich sehr sympathischen Angestellten begrüssten uns als alte Bekannte; wir fuhren mit dem nämlichen «Augustus» zurück, der uns schon von Genua nach Rio gebracht hatte. Im schönen Aufenthaltsraum der zweiten Klasse tranken wir den Abschiedstrunk, bis das Schiffsradio zum dritten und letztenmal alle Begleitpersonen zum Verlassen des Dampfers aufforderte. Ein letzter Händedruck, ein letzter Dank, ein letzter Kuss. Dann flatterten die weissen Taschentücher vom hohen Deck hinunter zum Pier, der mächtige Ladekram hob die grossen Schiffstreppen weg, Hafenarbeiter lösten die letzten Taue, die Maschinen setzten sich in Bewegung, und langsam aber unwiederbringlich entglitten uns die winkenden Gestalten unserer treuen Begleiter und mit ihnen die schöne, unvergessliche Guanabara.

Noch grüssten die Gloria, Flamengo, Botafogo und die Urca, die malerischen Buchten der entschwindenden Stadt. Bezaubernd flimmerten zum letztenmal die Hochhäuser von Copacabana, Ipanema und Leblun, die so gar nicht grotesk wirken wie die Wolkenkratzer Nordamerikas, weil sie sorglich umschlossen werden von grünen, überragenden Hügeln. Wenige Tage vorher hatten wir Rio und seine unvergleichliche Umgebung von den Höhen des Corcovado und des Zuckerhuts geschaut und uns fast nicht satt sehen können. Und jetzt glitt das Schiff hinaus in den offenen Ozean, dessen Wellen in unentwegter Majestät kommen und gehen, ganz unbekümmert, ob Menschen erwartungsvoll nach dem fremden Gestade ausschauen, oder ob sie wehmutsvoll Abschied nehmen von seinen einzigartigen Wahrzeichen: dem vielbesungenen Zuckerhut und dem Corcovado mit der weithin leuchtenden Christus-Statue, die gross und eindrücklich auf den alleinigen Retter der verworrenen Welt hinweist.

Als die letzten Strahlen der untergehenden Sonne auf Saquarema und Cabo Frio fielen, und wenig später die klare Silhouette von Brasiliens Küste wie das warme Gold des Abendhimmels verblasste, erkannte ich mit nie erlebter Deutlichkeit die Wahrheit des französischen Dichterwortes: «Partir c'est mourir un peu . . .» Am andern Morgen war ich frisch und munter. Ich wollte und durfte nicht undankbar sein. Die sieben herrlichen Wochen in Brasilien bedeuteten ja die wundervolle Erfüllung eines unbewusst gehegten Wunschtraumes. Wie ein überwältigendes Geschenk hatte ich sie aus den Händen meines himmlischen Vaters genommen. Und vor mir lag zum zweitenmal die herrliche Meerfahrt; daheim freuten sich liebe Kinder und Enkel auf meine Rückkehr, und ich hatte wahrhaftig alle Ursache zum Danken und Fröhlichsein. So schaute ich denn mit frohem Blick nach Südwesten und sagte so recht aus Herzensgrund: obligada, obligada, ich danke.

Eine ergreifende, zur Besinnung rufende Schau

Wie hat der frühvollendete grosse Künstler unter den schweizerischen Photographen, Werner Bischof, der am 16. Mai 1954 durch einen Auto-Unfall im Gebiet des Amazonas ums Leben kam, vor allem auch das Antlitz der Mutter in aller Welt zu erfassen vermocht! Ob wir die italienische Nonna mit dem Enkel auf dem Schoss, die polnische Mutter mit ihrem Kind aus dem schweren Jahre 1948 oder die alte Spuren des Hungers an sich tragende indische Bettlerin, ihr Kind auf dem Arme, auf Bischofs Grossaufnahmen im Zürcher Kunstgewerbemuseum sehen, immer spricht das im Bilde festgehaltene echte Leben uns an und ruft uns zur Besinnung auf.

Die «Schweizer Spende» schickte Werner Bischof, der bereits durch seine vielbeachteten Reportagen in der Zeitschrift «Du» bekannt geworden war, nach Italien und Griechenland. Später führten ihn Reisen nach Ungarn, Rumänien, und für die amerikanische Zeitschrift «Life» flog er nach Indien, vorweg in die Hungergebiete der Provinz Bahar, nach Kalkutta und bis zur Grenze Tibets; in der Folge bereiste er auch Tokio, wohin ihm seine Frau folgte. Immer wieder sind wir in jener Zeit in «Du»-Sondernummern auf die Bilder Bischofs gestossen, wie etwa jene, die «Menschen im Fernen Osten» (Juni 1953) betitelt waren. Wir haben uns auch sein im Manesse-Verlag erschienenes Japanbuch angesehen, und wir warteten schon auf die Auswertung des Materials, das er auf seiner mit der Gattin gemeinsam unternommenen Reise durch Mexiko gesammelt hatte. Während die junge Frau, die bereits Mutter eines Knaben war, nach Zürich zurückflog, wo bald das zweite Kind (am 25. Mai 1954) zur Welt kommen sollte, erlitt der begabte Photograph, als er nach einem Besuch der Inkastadt Machu Piechu mit einem Geologen und dessen Chauffeur ins Amazonasgebiet fuhr, den Tod — er und seine beiden Reisegefährten.

Immer wieder wird uns beim Gang durch die Ausstellung das von Not zerfurchte, von Liebe und Zärtlichkeit durchleuchtete Gesicht der Mutter gezeigt. Oft sind Ruinen, Schmutz und bitterste Armut die Kulissen, vor denen sich das stumme, doch so sehr beredte und zu Herzen gehende Geschehen in Werner Bischofs Bildern abspielt, festgehalten, an Krieg und Hungersnot, an Gefangenschaft und Flüchtlingsleid erinnernd für alle Zeit. *bwk.*

Herbstlied

Von Martin Schmid

Die Gestirne haben ihre Bahnen,
Nach Gezeiten steigt und fällt das Meer,
Aber jene Küsten, die wir ahnen,
Dämmern fern von andern Welten her.

Deine Wege sind die andern Wege
Und dein Wort steht über unserm Sinn,
Wo wir sinken, breitest du die Stege,
Unser Ende ist dir Anbeginn!

Du befiehlst den Gang der jungen Welle,
Fülle goldner Frucht und Rosenglut,
leitest Stern und blaue Morgenquelle,
Katarakt und Furt und hohe Flut!

Wir sind Beere nur an deiner Traube,
Mild durchsüsst von deines Herbstes Schein,
So du willst, so keltert uns der Glaube,
Und es glüht der Wandlung ew'ger Wein!

Aus «Bergland», Gedichte. Verlag Oprecht, Zürich

Herausgeschnitten

Kaffee plus Gebet

Die Berichte über den Untergang des Schulschiffes «Pamir» haben wir alle mit grösster Anteilnahme gelesen. Wieviele junge Burschen, bis zur letzten Stunde von ihren Angehörigen bang zurückerwartet, haben ihr Leben lassen müssen! Von den sechs Ueberlebenden hat der nach Hamburg zurückgekehrte Karl Otto Drummer, Schiffsbäcker an Bord des Segelschiffes «Pamir», über seine und die Rettung seiner Kameraden Bericht erstattet. Am Schluss sagte er:

«In den langen Stunden im Rettungsboot sprachen wir davon, was wir tun würden, wenn wir endlich an Land kämen, was wir essen und trinken und welche Orte wir aufsuchen würden. Wir beteten natürlich auch. Aber jetzt will ich einfach nach Hause gehen. Meine Mutter wird mir Kaffee ans Bett bringen ...»

Wer verstände es nicht, dass Karl Otto Drummer und mit ihm wohl seine Kameraden nach den grauenvollen Erlebnissen nichts anderes wünschen, als es sich ein wenig wohl sein lassen. Jede Frau wird bei der Lektüre dieser Zeilen mit Genugtuung feststellen, dass der junge Bäcker das Sich-wohl-sein-lassen an keinem andern Ort sucht, als bei seiner Mutter, die ihm den Kaffee ans Bett bringen wird.

Nähmen sich aber die Mütter, die das mit Befriedigung lesen, noch etwas anderes zu Herzen: «Wir beteten wohl auch», erwähnt der junge Mann. Haben sie ihre Gebete wohl gekannt, diese Jungen, die sich ans Boot klammerten: Hatten sie Mütter, die sie ihnen so lehrten, dass sie ihnen in äusserster Gefahr lebendig wurden und sie stärkten? Denken Mütter, in Sorge um das Wohl ihrer Kinder, manchmal nicht ein wenig zu viel an den Kaffee — und ist doch ein Gebet das einzig Zuverlässige, das sie den Ihren in dieses ungewisse Leben mitgeben können? Kaffee plus Gebet? Oder vielleicht doch: Gebet und dann Kaffee? *L. W.*

«Frauenspiegel» — Luzerner Tagblatt

Joghurt gegen Atomstrahlen

Der japanische Gelehrte, Prof. Sukchire Higuchi berichtete vor einer grossen Versammlung von Aerzten, Physikern und Ingenieuren über seine Versuche zur Behebung von Strahlungsschäden. 50 Versuchspersonen erhielten jeden Tag einen Liter Joghurt und wurden während eines Jahres täglich radioaktiven Strahlen ausgesetzt. Sie erlitten keinerlei Schäden. Prof. Sukchire berichtete weiter, dass er sieben Aerzte und Techniker, die Strahlenschäden aufwiesen, innert einem Vierteljahr durch eine Joghurtkur geheilt habe. Der Gelehrte nimmt an, dass das in der Milch enthaltene Zystin und Glutathion Schutz vor Atomstrahlen biete.

Aus «Schweizer Bauer»

VERANSTALTUNGEN

ARBEITSGEMEINSCHAFT
«FRAU UND DEMOKRATIE»

V. Staatsbürgerlicher Informationskurs

veranstaltet von der Schweizerischen Arbeitsgemeinschaft *«Frau und Demokratie»* über

«Das Frauenstimmrecht als Gedanke und Tat»

Samstag/Sonntag, den 26./27. Oktober 1957, *im Hotel Gurtenkulm bei Bern*

Programm:

Samstag, 26. Oktober, nachmittags:
- 15.30 Eröffnung des Kurses
- 15.45 «Die Botschaft des Bundesrates vom 22. Februar 1957 über die Einführung des Frauenstimmrechts.» Referentin: Frau Dr. jur. *Lotti Ruckstuhl,* St. Gallen

Sonntag, 27. Oktober:
- 10.45 «Das Frauentsimmrecht als Gedanke und Tat.» Referentin: Frau Dr. jur. *Helene Thalmann-Antenen,* Bern
- 14.15 «Frauenstimmrecht — wozu?» Referentin: Fräulein Dr. jur. *Marie Böhlen,* Bern
- 16.00 Schluss des Kurses

Den Vorträgen folgen Diskussionen in Gruppen (Leiterinnen Frau Kissel, Rheinfelden; Dr. Maria Felchlin, Olten; Frl. L. Wenzinger, Basel; Frau Zopfi, Schwanden) im Plenum und in Frage- und Antwort-Stunden, so dass für alle Teilnehmerinnen individuelle und aktive Mitarbeit möglich ist, um ein Problem zu klären, das das ganze Schweizervolk, Männer und Frauen, angeht und von grösster Bedeutung ist. Mitglieder und Gäste sind herzlich willkommen.

Für die Unterkunft melde man sich direkt bei der Leitung des Hotels Gurtenkulm an und zahle den Betrag von Fr. 25.— auf deren Postcheck-Konto III 17 052 ein. (Pauschalpreis für Abendessen, Uebernachten, Frühstück und Mittagessen.)

Im Namen des Vorstandes,

die Präsidentin: *Dr. Ida Somazzi,* Bern
die Vizepräsidentinnen: *Frau Kissel,* Rheinfelden, Dr. med. *Maria Felchlin,* Olten

SCHWEIZERISCHER LYCEUM-CLUB
GRUPPE BERN
Theaterplatz 7, II. Stock

Veranstaltungen im Berner Lyceum-Club
Oktober 1957

Freitag, 11., 16.30 Uhr: Vortrag von Frau K. *Wehrli:* «Das Leben der südamerikanischen Frauen.. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Freitag, 18., 16.30 Uhr, spricht Frau *Lili Oesch* über Robert Walser. Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 1.15.

Samstag, 19., 17 Uhr: *Literarische Stunde am Kaminfeuer.* Eintritt frei. Gäste willkommen.

Freitag, 25., 16.30 Uhr: Klavier-Rezital von *Felix Witzinger,* Basel, Eintritt für Nichtmitglieder Fr. 2.30.

Radiosendungen

vom 13. Oktober bis 19. Oktober 1957

Montag, 14. Oktober. 14.00: Notiers und probiers. Gärtnerin aus Liebe — Ein neuer Kurs in Fortsetzungen — Wie macht man gutes Hefegebäck? — Wie beschäftige ich meine Kinder? — Was möchten Sie wissen? — Mittwoch, 14.00 Mütterstunde: Als Lehrerin in den USA. Fragestunde. — Donnerstag, 14.00: Die Kammern, die verborgenen, unseres Herzens. Australische Frauendichtung von heute. — Freitag, 14.00: 1. Blühendes Mittagsgespräch. 2. Was mer so erläbt...

Redaktion:
Frau B. Wehrli-Knobel, Birmensdorferstrasse 426
Zürich 55, Tel. (051) 35 30 65
Wenn keine Antwort: (051) 26 81 51

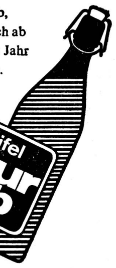
Verlag:
Genossenschaft «Schweizer Frauenblatt», Präsidentin: Fräulein Dr. Olga Stämpfli, Gönhardhof, Aarau

Kein totes Haar!
Immer wieder gibt es Leute, die glauben, Haaranalysen liessen sich durch Einsenden von Haaren bewerkstelligen. Das ist aber ein grosser Irrtum. Nur nach genauester Kontrolle der Kopfhaut lässt sich die Krankheit Ihrer Haare feststellen. Telephonieren Sie darum, wenn's die Haare sind, unter (051) 23 58 77, gerne wird Ihnen die Haaranalytiker Gody Breitenmoser an der General-Wille-Strasse 21, Zürich 2, helfen, die Sorgen abzunehmen. In einer nächsten Nummer enthüllen wir das Geheimnis über die Haarmittel, die auch Ihnen helfen.

Das gute Besteck ..von SCHÄR
Messerwaren und Bestecke
Bahnhofstr. 31 Zürich
Tel. 23 95 82

Gesund
stärkend ist Fina Fichtenbalsam mit dem aufs beste empfohlenen Zusatz Meersalz. Jeder Familie aufs beste zu empfehlen.
Zirka 1/2 Lt. Fr. 13.80
Portofrei.
Fina-Versand
W. Hürzeler, Nr. 520, Oberentfelden AG.

Schweizer Woche
Leistungsschau der Heimat
19. Okt. — 2. Nov. 1957


Zweifel-Naturtrüb,
Süssmost wie frisch ab Presse, das ganze Jahr in bester Qualität.
Zweifel Natur trüb
Mosterei Zweifel & Co. Zürich-Höngg
Telefon 56 77 70

BALLY 25 JAHRE VASANO
Neu: Mit Fusskissen!
Sie spüren diesen herrlichen Fusskomfort den ganzen Tag!
Gute Nachricht für Sie:
Bitte benützen Sie die Vorteile, die wir mit unserem VASANO-SERVICE bieten. Sie werden durch liebenswürdiges Personal fachlich gut beraten.

Daim schwarz Ornament Vernis 58 mm LXV-Absatz
69.80
BALLY AROLA SERVICE
Schuhhaus
BALLY-MODERN
Bederstrasse 4
BALLY z. GOETZEN
Schipfe 7/Strehlgasse 6
BALLY-SPLICHAL
Lintheschergasse 17
Zürich

Augen-Pflege
Wenn Ihre Augen müde, geschwächt, entzündet und überanstrengt sind, wenn sie brennen, schmerzen und tränen, dann pflegen Sie sie mit dem wohltuenden und erfrischenden
Zellers Augenwasser
dem beliebten Mittel zur wirksamen Augenpflege.
Fl. à Fr. 2.60 In Apotheken und Drogerien
Ein bewährtes Präparat von
Max Zeller Söhne AG. Romanshorn
Hersteller pharmazeutischer Produkte seit 1864

Das Frauenblatt wird nicht nur von Einzelpersonen abonniert, sondern auch von über 200 Kollektivhaushaltungen

MÖRGELI
Vergolden u. Einrahmen
Zürich Schipfe 3
Tel. 23 91 07

Auch der Znüni schmeckt so gut mit
NUSSA
Speisefett aus dem Fett der Kokosnuss mit Haselnüssen und Mandeln. Bei Zimmertemperatur ist Nussa immer gut streichbar. Monatelang haltbar.
200 g-Mödeli nur Fr. 1.40
500 g-Mödeli nur Fr. 3.25
J. Kläsi, Nuxo-Werk AG, Rapperswil/SG

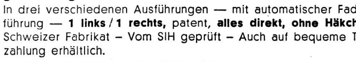
HANDWEBEN

Emmentaler Handweberei
Zäziwil
Fam. Krähenbühl-Courant
Flachspflanzer
Wir verarbeiten Ihren Flachs zu schönen Geweben. Der Flachs wird angenommen als Stroh, geröstet, gebrochen oder gesponnen. Schöne Muster zur Ansicht.

Zum guete Zvieri
Braustube Hürlimann
Bahnhofplatz Zürich

Ein Inserat im «Schweizer Frauenblatt» hilft Ihren Umsatz steigern!

Seifenflocken Weisse Taube reinigen gründlich und schonen Ihre Wäsche!
Kolb Seifenfabrik Zürich

Auch Sie werden begeistert sein vom familia Handstrickapparat!
Besuchen Sie uns an der OLMA. Unser Stand 1634 befindet sich in Halle 6 a.

weil der FAMILIA **unglaublich schnell strickt** und **wunderbar gleichmässig arbeitet...**
In drei verschiedenen Ausführungen — mit automatischer Fadenführung — **1 links / 1 rechts,** patent, **alles direkt, ohne Häkchen,** Schweizer Fabrikat – Vom SIH geprüft – Auch auf bequeme Teilzahlung erhältlich.
familia
Ich ersuche um absolut unverbindliche Gratisvorführung des FAMILIA-Handstrickapparates durch Ihren Vertreter.
Name: ____
Strasse: ____
Wohnort: ____
M. LEUTHOLD AG, WÄDENSWIL, Telephon (051) 95 71 71

Hotzli
die beliebten Spezial-Eierteigwaren
PAUL HOTZ TEIGWARENFABRIK A.G. WILA

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Telephon 27 48 88
Filiale Bahnhofplatz 7

Koche selbst
mit wenig Fett — nimmst
Du wenig, bleibst Du nett.
Kochst auch mit PIC-FEIN
so ist's klar,
gerät Dir alles wunderbar!!
Und möchtest Jahre länger leben,
sollst Du nicht nach
Masse streben.
Koche mild mit wenig Salz —
slieb Schwizervolk
mir Gott erhalt's!!
Mit den besten Wünschen von H. W. Rusterholz Speisefettfabrik Wädenswil